

Als Claudia Honegger in den 1980er Jahren die Morallehren über das Weib von Pastoren, Ärzten und Gynäkologen analysierte, konnten wir noch nicht erkennen, dass ihre großartige Ent-Mystifizierung des biologistischen Denkstils die Heraufkunft einer Konstellation verständlich machte, deren Prägung bereits verblasste. Diese Gleichzeitigkeit von Aufdeckung und Untergang lässt sich erst im Rückblick sehen. Das Gewese der Frau, das die Prediger des 19. Jahrhunderts erzeugten, als sie das »weibliche Geschlecht« zu einer phantastischen wissenschaftlichen Tatsache ausgestalteten, liess sich mit dem Handwerkszeug gekonnter Ideologiekritik und historischer Exegese aufhellen, aber was an seine Stelle rückte, ist ideologiekritisch nicht mehr fassbar. Die Kategorien »Geschlecht«, »Sex«, »Differenz«, die in den »Gender-Studies« zum Lehrstoff wurden, erwachsen in den 1990er Jahren nicht mehr einem konkreten Blick auf Frauen, sondern der Statistik und der verwaltenden Berechnung statistischer Populationen, denen keine natürlichen Menschen entsprechen. Das Geschöpf der »Sonderanthropologie des Weibes« war die Gefährtin des Individuums gewesen, das »Geschlecht« der Jetzt-Zeit bezeichnet eine Variable (xx/xy) in einer x-beliebigen Grundgesamtheit – ob diese nun an Algen, Pantoffeltierchen oder der Spezies »Mensch« identifiziert wird. Diesen Umbruch haben die wenigsten Lehrenden in den Geschlechterstudien berücksichtigt. Im Gegenteil, Studentinnen lernten noch, gegen die »Zuschreibung« der weiblichen Geschlechterrolle zu protestieren, als jene bio-wissenschaftlich gestützte Soziallehre längst am Veralten war. In den Gender Studies wurde versäumt, die Historisierung der Naturwissenschaft und ihrer Methoden auch auf die Gegenwart auszudehnen.

Ausgangspunkt: »Emanzipation« als abhängige Variable

Ich will mit einer Geschichte beginnen, über die ich lange grübelte. Unsere Universität ist vom Ministerium dazu verpflichtet, »Frauen zu fördern«. Unter diesem Motto fand und findet eine ganze Reihe von Aktivitäten statt: Wir wählten Frauenbeauftragte, die darauf achten, dass bei Einstellungen mit gleicher Qualifikation Wissenschaftlerinnen bevorzugt werden. Es wurde eine Kommission für Frauenförderung eingerichtet, der ich angehörte, und die es sich zur Aufgabe macht, die Situation von Frauen an der Universität zu beobachten und Empfehlungen zu geben. Eine der Aufgaben dieser Kommission war der »Frauenförderplan« mitsamt kontinuierlichen Evaluationen und Anpassungsplänen, die registrieren, wie sich die Präsenz der Studentinnen und Wissenschaftlerinnen in den einzelnen Fachbereichen im Zweijahresrhythmus quantitativ entwickelt hat. Ich zitiere aus dem ersten solcher Berichte: »Setzt man fachbereichsbezogen den Anteil der Studentinnen zum Anteil der Wissenschaftlerinnen in Beziehung, so besteht insgesamt eine positive Korrelation ($\rho=+.7$): Dem geringen Wissenschaftlerinnenanteil an den Fachbereichen Elektro- und Informationstechnik (3%) und Maschinenbau (3%) entsprechen die gleichfalls niedrigen Studentinnenanteile (6% bzw. 5,5%). Am Fachbereich Landschaftsarchitektur- und Umweltentwicklung (Wissenschaftlerinnenanteil 39%) liegt entsprechend auch der Studentinnenanteil mit 59% recht hoch (...) An zwei Fachbereichen zeigt sich im Berichtszeitraum eine gegenläufige Entwicklung. So hat sich der Anteil der Studentinnen am Fachbereich Chemie auf mittlerweile 37% erhöht (gegenüber 1996 ein Anstieg um 7%); der Anteil der aus Haushaltsmitteln beschäftigten Wissenschaftlerinnen hat sich dagegen verringert (-7,1 % seit 1996).«

So hatte in den zurückliegenden Semestern eine Reihe von Abiturientinnen beschlossen, Chemie zu wählen, aus welchen

Gründen auch immer, während umgekehrt die Zahl der Wissenschaftlerinnen im Fachbereich abgenommen hatte. War eine emeritiert? Hinsichtlich der »Förderung« des Anteils weiblicher »Populationen« hatte sich die »Lage« der Wissenschaftlerinnen an diesem Fachbereich verwaltungstechnisch betrachtet verschlechtert, diejenige der Studentinnen aber verbessert.

Ich erinnere, wie verwirrt ich damals an der Kommissions-sitzung teilnahm. Diese Gleichstellungsarithmetik ist mir seitdem ein Zeichen für eine verheerende Entwirklichung, die in der Sprache, in der Verschiebung der Zielsetzung der Frauenpolitik und beim Herumwedeln mit Grössenverhältnissen wirksam wurde. Ein höchst zweideutiges Zahlenverhältnis wurde als Ausdruck für ein Mehr, beziehungsweise ein Weniger von Emanzipation interpretiert und damit »Emanzipation«, also die Befreiung aus einem Zustand der Abhängigkeit, zu einer abhängigen Variablen zwischen messbaren Faktoren reduziert.

Damals fragte ich mich, weshalb niemand daran dachte, dass das so gefasste arithmetische Verhältnis aus einer abstrakten Berechnung entstanden war und nichts von einem Blick, einem sinnlichen Eindruck, einem Urteil über eine Situation beinhaltete. Wie war es dazu gekommen? Blick, Eindruck, Urteil setzen Haltung, Position, Standpunkt voraus. Populationen aber kommen nicht dadurch zustande, sondern durch einen mechanischen Vorgang: die Abzählung von irgendeiner Variable, die irgendeiner »Charakteristik« entsprechen soll, deren steigende oder fallende Häufigkeit mit irgendeinem anderen Merkmal in Bezug gesetzt werden kann. In der Verbindung dieser Verwaltungsregistratur eines »Feldes« von Merkmals-Elementen – hier die Häufigkeit der genetisch nur mit einem x-Chromosom ausgestatteten, also »weiblichen« Population – mit einem sozialen Projekt, nämlich der »Emanzipation« von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen, war die »Gleichstellung« von Frauen zu einem arithmetischen Verhältnis geschrumpft.

Diese Begriffsverwirrung, diese Sphärenvermengung zwi-

schen persönlichen Wünschen, sozialen Zielen einerseits und statistisch basierten Konstruktionen andererseits, diese Verquickung leibhaftiger Frauen und einer berechneten Merkmalsgruppe »F« schien mir doppelt anstössig: hier wurde die Abstraktion von wirklichen Frauen gefördert und das Axiom der Universität als System, in dem die »weibliche Population« ein Subsystem darstellt. Wohlgemerkt: ich muss hinnehmen, dass in modernen Verwaltungen Populationen berechnet werden, also Entitäten, die aus beliebig erhobenen Merkmalen gebildet werden. Was mich aber entsetzt, ist, dass persönliche, also erfahrungsbezogene Haltung und Anteilnahme »als Frauen für Frauen« mit a-perspektivischen Verwaltungstechnologien verbacken werden. Mich treibt die sentimentale, weil bodenlose Anteilnahme an fiktiven Grössen um, an einer »Population«, die gar nicht mehr als Abstraktum aus den Eigentümlichkeiten wirklicher Personen gewonnen wurde, also die »ver-wirende Quantifizierung«.

Bis Mitte des 20. Jahrhunderts ging die Beobachterin sozialer Phänomene wie »Gemeinschaft«, »Klasse«, »Gesellschaft«, »Armut«, »Frauen« noch von einer anderen Art der Verwirrung aus. Diese bezog sich auf eine beobachtete oder wenigstens zuschreibbare Subjektivität im Plural des »Ich«, die als solche in der Wirklichkeit so gesehen und begriffen werden konnten. Seitdem ist der Grundbegriff der gesellschaftlichen Entität, mit der sich die Soziologin primär beschäftigt, zu etwas ganz Anderem geworden: Bevölkerung begriffen als Population oder statistische Grundgesamtheit, die sich aus einem Sammelurium gemeinsamer Merkmale in jedem ihrer Elemente zusammensetzt. Diese können entweder etwas sinnlich Wahrnehmbares sein, wie »Penis« einer gewissen Länge oder Unsichtbares wie x-Chromosome oder Abstraktes wie ein komplexes Profil unterschiedlicher, aufeinander bezogener Messungen. Bündig gefasst geht es mir also um einen Bruch im »Wir«, speziell um die Verlagerung von Klasse / Klassenbewusstsein oder Ge-

schlecht / Geschlechterbewusstsein hin zu statistischer Population insbesondere als Ausgangspunkt für die Produktion von »Identität«. In meinem Fokus steht die Cassandra-Ferse des Forschungssubjektes »Frau«.

Von der unberechenbaren zur be- und verrechneten Frau

Das Thema der Berechnung von Frauen hat eine lange, zwiespältige Geschichte. Denn »Unberechenbarkeit« war bis ins 20. Jahrhundert ein typischer Vorwurf, ja Vorurteil gegen Frauen. Sie sind eben unberechenbar! Nicht zu fassen, unbegreiflich, in ihren Aussagen undeutlich, diffus und wirr. Sie ändern ihre Meinung, wünschen bald dies, bald das, sind listig und verschlagen. Aus diesem Grund ist die Geschichte der Herausbildung der weiblichen »Berechenbarkeit« ein heikles Thema, in dem wir genau unterscheiden müssen. Absichtlich betrachte ich nicht die Herausbildung der »normalen«, sondern die schrittweise Herstellung der berechenbaren Frau, um technische Begriffe aus der Statistik – die Normalität, den Durchschnitt – zu vermeiden, beides Begriffe, die mit verschlissenen Umrissen in die Umgangssprache eingegangen sind. Ich spreche von der berechenbaren Frau, um das Gewicht auf die Funktion und Macht der modernen Verwaltungstechnik zu schieben, einer Technik des *social engineering*, die zunehmend in die Sozialwissenschaften Eingang fand, sich ihrer Kategorien bedient und diese in der sozialstaatlichen, betriebswirtschaftlichen, erziehlischen Planung als Werkzeuge einsetzt.

Nochmals zur begrifflichen Schärfung: die Bildung des »Kollektivs« »Frauen« hat eine Geschichte in den Aussenansichten von Pfarrern, Schulmeistern, Gynäkologen, Gesundheitswissenschaftlern, Bürokraten und so fort, aber ebenso in der »Innensicht«, also in jener Referentin, die dem »Wir« von Frauen zugrunde liegt. Und hier ist es jener Umbruch in der Bildung der Kategorie des Kollektivs »Frauen«, der im Nachkrieg einsetzte und in dem das Aufkommen und die beispiellose

Neuartigkeit jener berechenbaren Frau zutage kam, die mich umtreibt. Hier ist berechenbar in einem stochastischen Sinne gemeint, die wahrscheinlichkeitstheoretisch verunwirklichte Frau im Verwaltungsbetrieb. Ich will klären, nicht nur wie die nicht greifbare, nicht erlebte und auch nicht beobachtete Frau konstruiert wurde, sondern simultan auch der »Fall« im Gegensatz zum »Individuum«.

In dieser Geschichte der Berechenbarkeit müssen wir die Zäsuren und Umbrüche so scharf wie möglich herausarbeiten, also den Kontrast betonen zwischen pastoral gezählten Beischlafen und der an vielen Frauen erhobenen durchschnittlichen Dauer bis zum Orgasmus (1920er Jahre) und dann wieder der weiblichen Variation von der »Gesamtgrösse der Triebbefriedigung« im Kinsey Report der 1950er Jahre. Worauf es mir ankommt, ist vor allem die Heterogenität, die für Kategorien im Verlauf des 20. Jahrhunderts charakteristisch wurde. Die »Bezifferung« von an Einzelnen gefundenen Merkmalen, Charakteristika oder Eigenschaften, die bereits in den 1920er Jahren üblich war und zwischen den 1950er und den 1970er Jahren auf ihren Höhepunkt getrieben wurde, war etwas ganz Anderes als die »Verzifferung« im Kommissionsbericht der Universität Hannover aus der Jetztzeit. Hier stehen wir vor einem Modell der Rückkoppelung, des dynamischen Gleichgewichts: die Zu- oder Abnahme eines »x« je nachdem, welche wechselnden weiteren Grössen mit dem Ziel der verwaltenden Planung und Steuerung einbezogen werden.

Die unberechenbaren Lüste

Claudia Honegger hatte in der »Ordnung der Geschlechter« die Entwicklung der Diskurse über die Weiber verfolgt.¹ Meine Perspektive fokussiert nicht die schrittweise Veränderung eines Blicks, sondern den Kontrast zwischen historischen Objektivationen der scheinbar gleichen Sache: wie »Frau«, »Körper«, die Physiologie des »Geschlechtsunterschieds«, Schwangerschaft,

das Ungeborene, die Mensis, die Wollust epochenspezifisch je anders gedacht, vorgestellt und dann auch wahrgenommen wurden. In meinen Studien geht es mir darum, die Unterschiedenheit vermeintlich gleichartiger, epistemisch aber unvergleichbarer Denk- und Wahrnehmungsgebilde sichtbar zu machen und in jedem Fall die Heterogenität zwischen »damals«, gestern und der Jetztzeit zu betonen. Dies will ich nun am Beispiel der »Sexualität« aufzeigen und deutlich machen, welche Distanz die Moralisierung der Lüste von der »normalen« Sexualität trennt und diese wieder von der »Triebbefriedigung« einer statistischen Population.

Weniges scheint der Historikerin so weit entfernt von jeder Zählbarkeit zu sein wie die Lüste, die fleischlichen Vermischungen, die geheimen Begehren, das tastende, schmeckende, riechende Tun und Handhaben. Gewiss, berechnend den eigenen Körper einsetzen, mit seiner Anziehung rechnen, die Lust des Gegenübers ins Kalkül ziehen – das war alte Praxis. Aber ein Berechnen der Sache selbst? Selbstverständlich, die Zahl der fleischlichen Vermischungen – wie oft? Don Juan »zählt« und schmettert heraus: 1001! Oder die Zeit: Der englischen Oberschicht, Damen und Herren gleichermaßen, zuckte im 18. Jahrhundert beim Aufziehen einer Uhr unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf, dass danach Mr. Shandy zum ehelichen Werk schreiten würde. Dieser hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, »vorher« die grosse Standuhr im Salon aufzuziehen, sodass Gewichtsaufzug und Beischlaf zu einem Assoziationsbild geronnen waren. In Laurence Sternes Roman rekonstruiert der Held Tristram Shandy den exakten Moment seiner Zeugung aus dieser Schrulle seines Erzeugers.

Die aufklärerischen Herren, Pfarrer und Lehrer, hatten viel zu schreiben über die Lüste ihrer Gemeindegeliebten. Gottfried Wilhelm Becker empfiehlt in seinem »Ratgeber vor, bei und nach dem Beischlafe oder Fassliche Anleitung, den Beischlaf so auszuüben, dass der Gesundheit kein Nachtheil zuge-

fügt wird« (1804): »Um in einer fruchtbaren Ehe zu leben, ist es daher unter übrigen gleichen Umständen eine Hauptsache, nicht sowohl oft, als vielmehr selten, nicht sowohl täglich, als vielmehr wöchentlich oder monatlich den Beischlaf auszuüben.«² Um den mässigen, moderaten Genuss der Wollust, um eine vorsichtige »Ökonomie« der Samenentleerungen ging es im aufgeklärten Ratschlag, um umsichtige Haushaltung der Säfte, um Sparen im Überfluss, um Vermeidung der Erschöpfung körperlicher und seelischer Flüsse. Auch dem strengsten protestantischen Seelsorger wäre undenkbar gewesen, die Wollust selbst zu berechnen. Natürlich, die erstaunlichen Potenzen im Tierreich treiben den Seelsorger um, denn der Elefant kann es so unglaublich oft. Zahlen kamen bei diesen Ruminationen wohl vor, aber wir dürfen solches Verwundern nicht mit statistischen Häufigkeiten verwechseln. Das waren einfach »Zahlen«, jeden Sonntag macht viermal im Monat, macht zwölf mal vier im Jahr.

Doch um die »Sache« selbst zählen, berechnen und schliesslich verrechnen zu können, muss sie zugerichtet werden. Indes verweist schon das Wortfeld des Beischlafs auf Unschärfe. Zedlers »Grosses Vollständiges Universal-Lexicon« behandelt das Wort »Sexualität« nicht; unter dem Eintrag »Orgasmus« stehen der Schnupfen, die Aufwallungen der Säfte, das Wiehern des Pferdes. *Orgasmos*, das griechische Wort, nannte man etwas, das anschwillt, auch »reif« wird, zum Beispiel der Eiter in einer Beule oder das Nasengeschwulst. Wo denn mit dem Zählen beginnen, da doch die Lüste, Wollüste so fliessend waren? Wann beginnt »das Sexuelle«, wann ist die Fleischeslust im eigentlichen Sinne vom Bauchgelüst, von lüsterner Gier, vom geilen Bock, von heissen inneren Wallungen unterschieden? Vor allem: wann wird die fleischliche Lust von der Empfängnis (*generatio*) getrennt und die wieder von der Schwangerschaft und die vom Fliessen der Milch?

Um die Sache berechnen zu können, muss sie eben erst ein-

mal als berechenbar zugeschnitten, hergestellt, vorgestellt und dann erforscht werden. Quantifizieren heisst, so Theodore M. Porter, die Gesellschaft verändern, denn um zu zählen, muss die Einheit, die gezählt werden soll, auf einen Nenner gebracht werden, und das ist eine Art der Kalibrierung, die am menschlichen Tun noch schwieriger ist als in der Natur.³ Umso mehr das Zählen der Lüste. »Sexualität«, erst am Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen, ist ein solcher Nenner, der eine Sache aus vielen anderen Sachen und Tätigkeiten, Wünschen und Begierden herauslöst und erklärungsbedürftig ist.

Die sexuelle Gleichschaltung der Frau als sozial-industrielles Programm

Als ich, ein durch und durch bürgerlich aufgebrachtes Mädchen, mich in meinen Zwanzigern über diese Sache Sex kundig machen wollte, holte ich mir Dr. van de Velde: »Die vollkommene Ehe«. Ein Buch, das 1926 zuerst erschienen war und noch in den 1950er Jahren in hunderttausendfacher Auflage verbreitet wurde. Als ich mich durch die wissenschaftliche Darstellung der Sinne – Schweiß, Ausdünstung, Anblick der sekundären Geschlechtsmerkmale – gearbeitet, die Geschlechterphysiologie der erwachsenen Frau – Vorhofzwiebel, Scheidenmuskel, Temperaturwellen, Gelbkörpersekret und die Schwangerschafts-Temperaturkurve – hinter mich gebracht hatte und mich schliesslich dem Zusammenhang von »Physiologischem und Technischem« im Hauptteil zuwandte, fand ich die zentrale Botschaft des Sexualreformers van de Velde: die »ideale Vergattung«. Die wird in zwei parallel verlaufenden Kurven dargestellt: die aufsteigenden Kurven der Erregung, die nach der *Imissio penis* gleichmässig zackig von links unten nach rechts oben aufsteigen bis zum Höhepunkt, der »Ejakulation«: »Ein gut aufeinander eingestelltes Paar wird mit annähernd gleicher Erregungshöhe die Vergattung antreten. Von da an verstärken

und summieren sich die Reize (...) stufenförmig in völligem ›Unisono‹.«⁴

Es folgt eine Reihe weiterer Kurven, die illustrieren sollen, wie auch bei unterschiedlichem Start die parallele Erregungshöhe erzielt werden kann, sei es, dass die »erfahrene Frau« »ohne Vorbereitung«, die »unerfahrene« »nach vorhergehendem Reizspiel« der Kurve des Mannes nachklettert, oder, gleichsam als Handicap im Spiel, schon auf einem vergleichsweise höheren Niveau einsetzt.⁵ Van de Velde rügt die Männer, die in »dumm egoistischem Betragen« unfähig sind, die gleichzeitige Erregungshöhe im Niveau des Kurvenverlaufs zu bewirken. An seine Typenbildung schlecht gesteuerter Kurven mit ihren jammervollen Diskrepanzen schliessen sich die Abschnitte zu den Techniken an, vermittels derer der Mann seine Frau zur »Beschleunigung ihrer Reaktionen« bringen kann. Dazu braucht er eine genaue Kenntnis des weiblichen anatomischen Baues, seines tendenziell infantilen, klitoralen Reaktionsvermögens, das aber durch rationale Technik beherrschbar wird: »Wenn diese Subnormalität auch nicht unüberwindlich ist, so gibt sie doch manchmal Veranlassung zu (...) ungenügender Partnerschaft und verlangt von dem Ehemann als sexuellem Erzieher und Führer die Einsetzung aller Verführereigenschaften.«⁶ Übung, kalkulierte Vorgabe, Beherrschung der Technik sollen zur andauernden Leistungsfähigkeit in der »vollkommenen Ehe« führen.

Dies ist der klassische Typus reformerischer Sexualität in den 1920er Jahren, er hatte über Jahrzehnte Geltung und propagierte die verwissenschaftlichte Gestalt, in der die »Sexualität« helfend und aufklärend den Laien nahegebracht wurde.⁷ Die meisten Aufklärungsbücher der Sexualreformer waren mit einer solchen Verkartung der Orgasmuskurven bestückt. Die Darstellung der »Erregungskurven« beruhte damals noch kaum auf Messungen; auch die x-Achse war noch nicht auf exakte Zeitabschnitte hin kalibriert; die Darstellung in kurvenförmigen Li-

nien stellte aber graphisch eine Gewissheit des 19. Jahrhunderts dar: dass nämlich die Frauen in den Lüsten passiver, diffuser, schwächer seien als die Männer.

Die Darstellung leiblicher Wahrnehmung als eine Linie und deren Musterung in »Steigerung«, Höhepunkt und Abflachung gibt einer Verschiebung im wissenschaftlichen Denkstil graphischen Ausdruck, nämlich der Reduktion biologisch vielförmiger, »phänotypischer« Erscheinungen auf dahinter liegende gleichmässige Ströme. Gleichzeitig definierten Sexualendokrinologen »männliche« und »weibliche« Sexualhormone als chemische Stoffe, von denen man annahm, dass sie das Erscheinungsbild von Männlichkeit und Weiblichkeit bestimmten.⁸ Hatten die Anatomen nach den sexuell bestimmenden Organen gesucht, konzentrierten sich die Endokrinologen auf kausale Mechanismen der geschlechtlichen Differenzierung, die durch Labortests verifiziert werden konnten. Das Geschlecht steckt in den chemischen Substanzen, ist also vom Organismus isolierbar, der aber ein Zuviel oder Zuwenig von diesen Substanzen produzieren kann: »Das Geschlecht wird messbar und quantifizierbar, und es kann mittels Labortechniken manipuliert werden.«⁹

Im endokrinologischen Ansatz steckte ausserdem eine Abwendung von der bis dahin gültigen »rigoros dualistischen Klassifikation von Geschlecht«¹⁰, da die chemischen Substanzen in beiden Geschlechtern zirkulierten, sodass der Unterschied ein rein quantitativer und fliessender wurde. Die Kurven des van de Velde und seiner Kollegen beinhalteten eine analoge Verschiebung von nur deskriptiv fassbaren Verhaltenskategorien und -typen zu messbaren, inneren Strömen; sie reduzierten Lust auf Genitalität, summierten sie in einer Kurve der Reiz-erregung wie einen gleichmässig ansteigenden Stoff, ähnlich einem System kommunizierender Röhren, in dem die Reizströme der Frauen weniger »kräftig« waren. Die Anleitungen zu den effizienten Techniken der zeitlichen Beschleunigung und

territorialen Konzentration weiblicher Lust sind also eine Form der Physiotechnik. Es ging nicht um ein »Mehr« an Lüsten, sondern um die Parallelführung der Erregung der Frauen mittels einer regulativen »stromlinienförmigen, stufenweisen Liebestechnik«, die Frauen strukturell verähnlichte.¹¹ Solches Denken der Sexualreformer spiegelte zentrale Begrifflichkeiten und Modelle der aufstrebenden, quantifizierenden physiologischen Wissenschaften und hygienischen Technologie, die zeitgleich auch in der Pädagogik zur Anwendung kamen, wenn etwa die Leistung der Schüler hirnpfysiologisch vermittels gezielt eingesetzter Reize verbessert werden sollte. Schülerhirne und Frauengenitale funktionierten nach dem gleichen Modell.

Verzifferte »Sexualität«: Die Rückkoppelung quantitativer Daten als sozial-biologisches Programm

Van de Velde hatte Erfahrungen als Arzt; er kannte seine Patienten, kannte die Fallgeschichten aus der medizinischen und psychiatrischen Literatur, er hatte sich Ansichten über Sexualerled, Sexualmoral und die Sexualität in der Arbeiterschaft gebildet. Zumeist blieb die Reichweite seines Wissens in den Grenzen des persönlich Beobachtbaren, des Angelesenen, des Exemplarischen. Die systematische Erhebung von Massendaten über sexuelles Verhalten von ganzen »Bevölkerungen« und deren statistische Bearbeitung standen noch aus. Van de Veldes Vorstellung der parallelen, gleichgeschalteten Orgasmuskurven gehört deshalb noch in die Frühzeit der berechneten Frau. Seine normative geistige Abstraktion der »normalen« sexuellen Befriedigung stand in einem heute schwer nachvollziehbaren Verhältnis zur »Wirklichkeit«: sie ging zwar schon von neuen Begriffen aus, denen man die Stechuhr, das Fließband, den Gashebel anriechen kann, von Begriffen, in denen sich das »Design« der Wohnung, die »Optimierung« der Kücheneinrichtung, die deutsche Industrienorm (DIN), Pulsraten und Normaltemperatur spiegeln. Aber umso vorsichtiger muss die

»vollkommene Ehe« von den späteren Konstrukten unterschieden werden, in denen es um eine verzifferte Sexualität geht. Diese wurde erst durch die Sozialforschung der 1940er und 1950er Jahre hergestellt und propagiert. Es ist diese quantifizierte »Sexualität«, die ich anhand des »Kinsey-Reports« besprechen will. Dabei konzentriere ich mich auf zwei unterscheidbare Stufen der Ver-Unwirklichung, die jeweils unterschiedliche Fragen für die Prägung der Alltagswahrnehmung aufwerfen: Erstens, die Überführung persönlicher Handlungen einzelner Frauen in ein dynamisches Feld der Häufigkeit vergleichbarer Handlungen einer abstrakten »Population«; zweitens, die Hypostase, die Substantivierung einer fiktiven Grösse – der »sexuellen Gesamt-Triebbefriedigung« – und die Berechnung der Variationen dieser »Gesamt-Triebbefriedigung« und ihre Verteilung in Individuen.

Wie MAGGI für Würze, so steht KINSEY für Sex. Das Entstehen eines Markennamens für die Sache ist umso erstaunlicher, wenn wir uns das einschlägige Buch zum »Sexuellen Verhalten im menschlichen Weibchen«¹² etwas genauer ansehen. Ein kurzes Blättern ergibt, dass es ein trocken geschriebener, mit unzähligen Kurven bestückter Schinken ist, bei dem auch ein sauertöpfischer Mensch kaum lüsternes Schmökern vermuten dürfte. Dennoch war das Buch, als es 1953 in einem Wissenschafts-Verlag herauskam, über Nacht ein Bestseller. »Kinsey« wurde zum Logo für einen neuen Typus des praktischen Wissens: die wissenschaftlich begründete Kenntnis der Sache »Sexualität« und die Gebrauchsanweisung auf diesem Gebiet.

In der Einleitung zum »Sexuellen Verhalten der Frau« setzt sich Kinsey von seinen Vorläufern ab und stellt sich anmassend an den Anfang einer neuen Epoche. Bisher habe man nur einzelne Geschichten, das selbst Beobachtete oder singular Ungeöhnliche gekannt: der Menschheit fehlten Daten über das Bett. »Der Durchschnittsmensch musste sein Wissen und Verständnis für die Materie weitgehend aus eigener Erfahrung

schöpfen, aus oberflächlichen, stückweisen Aufklärungen, die er von einer beschränkten Zahl von Bekannten beziehen konnte, oder aus einer zwar wachsenden, aber doch geringen Zahl von Informationen wie medizinische Nachschlagewerke sie bieten«. Selbst der Arzt konnte nicht »genau wissen, ob und wie weit das Verhalten der ärztlichen Patienten auch das der Gesamtbevölkerung repräsentierte«. ¹³ Kinsey ging es um genau diese generelle Bestandsaufnahme. Er wollte endlich das Sexualverhalten der menschlichen Spezies erheben, so wie es auf dem US-amerikanischen Kontinent praktiziert wurde, und getrennt nach ihrer »männlichen« und ihrer »weiblichen« Variation solides Wissen über diese vernachlässigten Bereiche zugänglich machen. Der »Raum« des von ihm anvisierten Wissens war grundsätzlich und rigoros »wissenschaftlich«, das heisst auf statistischer Grundlage gewonnen. Es ging ihm darum, die jeweilige Häufigkeit aller denkbaren Varianten sexuellen »Verhaltens« zu erfassen. Dieses radikal statistische Programm war für Kinsey auch ein sozialpolitisches Programm. Er war davon überzeugt, dass sich die Wahlmöglichkeiten in der Gesellschaft erhöhten, wenn vorurteilslos sichtbar gemacht werden könnte, was Menschen sexuell taten: sein Institut sollte präzise, forschungsabgesicherte Informationen bereit stellen, anhand derer die Individuen und die Gesellschaft »informierte Entscheidungen über sexuelles Benehmen« treffen konnten. ¹⁴ Seine Mission lief also auf eine Sozialreform hinaus, in der die Anpassung der Gesellschaft an die aus ihr gewonnenen und in sie zurückgespiessenen Informationen Richtschnur für die Orientierung war.

Der Insektenforscher wird zum Sexualpropheten einer Epoche

Alfred C. Kinsey war ein Harvard-ausgebildeter Zoologe, der sich mit seinen Studien über Insekten, insbesondere die Gall-Wespen, wissenschaftliche Sporen abverdient hatte, bevor ihn die Universität von Indiana 1938 aufforderte, einen Universi-

tätskursus über »menschliche Sexualität« abzuhalten. Beim Vorbereiten des Kursus stellte Kinsey fest, dass es kaum verlässliche Daten zur Sache gab. Er begann zunächst in vertraulichen Interviews mit Studierenden Material zu sammeln und die Antworten auf seine einfachen Fragen zu katalogisieren, wie zum Beispiel: »Waren Sie Jungfrau, als Sie heirateten?« »Wie oft haben Sie Beischlaf?« »Hatten Sie jemals eine außereheliche Affäre?« »Wann begannen Sie zu masturbieren?« Von den Studierenden weitete er seinen Befragungskreis auf die Einwohner des Universitätsstädtchens Bloomington aus, dann in einem ausgefüllten Programm auf die ganze USA. So entstand ein riesiger Korpus von Interview-Materialien, flankiert von Literatur und bildender Kunst aus allen Kulturen und Zeiten.

Zehn Jahre nach Beginn der Arbeit, 1948, erschien das erste Buch »Sexual Behavior in the Human Male«, in dem Kinsey die Befragungen von über fünftausend Männern aller Altersgruppen ausgewertet hatte. Fünf Jahre später folgte »Sexual Behavior in the Human Female«, in dem fast sechstausend befragte Frauen verarbeitet worden waren und das Erregung provozierte, weil »die Hälfte der Interviewten aussagten, zum Zeitpunkt ihrer Heirat nicht mehr Jungfrau gewesen zu sein, und ein Viertel der Frauen berichteten, sie hätten sich außerehelichem Sex hingeegeben.«¹⁵ Das Buch wurde von der Kirche massiv angegriffen, war Gegenstand national-bedeutsamer Befragungen und Debatten im Repräsentantenhaus. Dass Männer außerehelich öfter beischliefen als vermutet, dass sie mit anderen Männern weit mehr sexuelle Kontakte hatten als gehaut, konnte von der Öffentlichkeit noch hingenommen werden, aber dass Frauen sexuell aktiver waren als angenommen, war ein Skandal.

Homogenisieren, stimulieren: Variationen über das weibliche Sexualleben

Kinsey hatte, wie es bei einem Insektenforscher naheliegt, eine im Wesentlichen biologistische Vorstellung des Sexus. Mit

»biologisch« meine ich seine Überzeugung, dass »Sexualität« eine ursprünglich biologische Potenz ist, eine a-historische, a-soziale körperliche Funktion jedes sexuierten Einzelmenschen, die pur auf Befriedigung drängt. Diese brauchte nach Kinsey die Freisetzung von – seiner Meinung nach schädlichen – sozio-historischen Beschränkungen, überlebten Schuldgefühlen, hemmenden Schranken der Scham und so fort. Gebote und Verbote waren nur Blockaden für diesen Trieb.

Der Report hatte durch diese oft latenten Voraussetzungen eine »Sexualität« stimulierende Funktion und eine leistungssteigernde Intention. »Die biologische Kapazität des durchschnittlichen jüngeren Mannes dürfte vermutlich noch höher als 4,8 pro Woche liegen (...). Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, dass der durchschnittliche Mann zu täglichem Orgasmus fähig wäre, und dass die Raten von mehr als einmal täglich, die für einige Arten der Primaten beobachtet wurden, von einem grossen Teil der Bevölkerung ebenfalls erreicht werden können.«¹⁶ Derartige Maximal-Beobachtungen sind in vielen von Kinseys Ausführungen zur jeweiligen »individuellen Variation in der Frequenz« enthalten; zum Beispiel berichtet er von Frauen, die zu gewissen Zeiten ihres Lebens »vierzehnmal und mehr pro Woche onaniert und einige wenige (...) auf diese Weise bis dreissigmal und mehr pro Woche Orgasmus erreicht« hatten. Einzelne sollen es bis zu »zehn-, zwanzig- oder sogar hundertmal innerhalb einer einzigen Stunde« geschafft haben.¹⁷ Jede Leserin, die nicht über das Wunder der Häufung des Orgasmus in Dezimalsprüngen grübelte, musste sich veranlasst sehen, die Häufigkeit ihrer Benehmensformen auf einer Skala der maximal denkbaren Potenzfrequenzen zu verorten.

Obwohl die enorme Masse der Befragungen viele qualitative Aspekte erbracht hatte, blieb Kinsey in der Darlegung seiner Daten strikt quantifizierend. Alle erhobenen Aussagen über »sexuelles Tun« wurden als Häufigkeiten der jeweiligen sexuellen Handlung verrechnet, ihrer Eigenart beraubt und in Bezug

auf gleichzeitigen oder späteren »erfolgreichen« Orgasmus auf einen Nenner gebracht. Dabei ging es Kinsey um den Nachweis, dass die sexuelle Potenz sich umso freier und messbar höher entfaltet, je früher, intensiver und regelmässiger sie aktualisiert wird. In diesem Zusammenhang versuchte er sogar, frühkindliche Gewalterfahrungen als produktiv für die Beförderung der Sexualreife zu interpretieren.

Im zweiten Teil des Buches dringt die Leserin von der (früh-) kindlichen, vorpubertären Sexualentwicklung über die Onanie, die Sexualträume, das Petting und den vorehelichen Koitus zum ehelichen Koitus vor. Aus der Gesamtheit der sechstausend (überwältigend weissen) Frauen werden so für jede dieser »Formen des weiblichen Sexuallebens« spezifische Gruppen gebildet – wie zum Beispiel die Ledigen, die ehemals Verheirateten und die Ehefrauen – und deren prozentuale Häufigkeit aus der »Gesamtauslese« auf der x-Achse des Alters aufgetragen. Das kumulative Vorkommen der jeweiligen Befriedigungsart wurde in Kurven graphisch sichtbar und vergleichbar gemacht. Dabei ergaben sich Anschauungen über die relative Position von Gruppen, die jeweils anderen Gruppen »voraus« waren oder diesen nachhinkten: die Protestantinnen den Katholikinnen, die College-Studierenden den Volksschülerinnen, die städtischen Frauen den Landbewohnerinnen. Die Bevorzugten beginnen früher, steigern sich schneller und erreichen früher ein meist auch höheres Plateau.

Hier geht es also symbolisch um einen »Fortschrittsrun«¹⁸ – und um den Fortschrittsmythos der 1950er Jahre. Denn die jüngeren Alterskohorten sind orgasmusfähiger als die älteren – gleichgültig ob verheiratet oder nicht. Die Frauen, die vor 1900 geboren worden waren, hatten noch zu 33 Prozent im ersten Ehejahr »versagt« (also keinen Orgasmus gehabt), dagegen nur 22 Prozent der nach 1909 Geborenen. Und die Zahl der Frauen, die im ersten Ehejahr zum Orgasmus kam, hatte sich von 37 Prozent bei der älteren auf 43 Prozent bei der jüngeren Genera-

tion erhöht.¹⁹ Die Orgasmushäufigkeit nahm also in Bezug auf Alterskohorten gerechnet nach Geburtsjahrzehnten im Laufe der Moderne zu.²⁰

Das Buch ist bestückt mit Kurven, in denen die Ergebnisse der Verdattung und deren statistische Auswertung suggestiv dargestellt werden. Ein gleichbleibender Typus dieser graphischen Veranschaulichung sind gelangte S-Kurven, in denen die sexuellen Praktiken bis zur Erreichung von Orgasmen in Prozenten der Gesamtpopulation auf der Basis der Altersskala notiert erscheinen. Die Kurven suggerieren ein dynamisch sich steigerndes Potenz-Verhalten einer Gesamtpopulation in einem Feld, in dem es Frühentwickler, Spätentwickler und ein Mittelfeld gibt; Teilpopulationen – zum Beispiel Alterskohorten oder Bildungsschichten – werden durch parallele Verlaufskurven vergleichbar, so dass im Vergleich von gewöhnlich drei Kurven-Verläufen symbolisch etwas wie eine Spitzenposition, ein Mittelfeld und eine nachhinkende Schlusslicht-Gruppe konstituiert werden.

Susan Miller, eine Hausfrau in Bloomington mochte beim Anblicken solcher Kurven lernen, sich selbst in eine »Population« einzureihen, ihren Platz zu suchen auf den Linien der ansteigenden Häufigkeit sexueller Triebabfuhr in Gesamtpopulationen. Diese »Population« ist ebenso fiktiv wie biologisch. Denn jede Population auf den ansteigenden Kurven des kumulativen Vorkommens ist gebildet als Prozentsatz der erfolgreichen Befriedigung einer Gesamtpopulation im Petting, in der Selbstbefriedigung, im vorehelichen Koitus und so weiter. Mrs. Miller bedachte sich, ohne dies zu wissen, auch in einem grundsätzlich neuen Rahmen. Die Statistik stellt suggestiv die verrechneten Handlungsvariationen als Optionen für persönliches Benehmen vor. Sie erweitert, ja sie entgrenzt die Bandbreite von Susan Millers Möglichkeiten durch abstrakt definierte Testvariablen (Petting, Onanie etc.) und beschränkt, ja verkümmert damit ihre persönliche Handlungsfreiheit auf die kalkulierte

Wahl zwischen Kinseys Optionen. Diese Form der »Wahl« war in den 1950er Jahren neu und infizierte Susan Millers Liebesdinge mit der Sozialtechnik des »decision-making«, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts selbstverständlich werden sollte.²¹

Reduzieren, »Biologisieren«:

Die Gesamt-Triebbefriedigung als »Summe der Orgasmen«

Nach der Bestandsaufnahme des Vorkommens und der Häufigkeiten spezifischer Sexualbetätigungen analysiert Kinsey ihren ursächlichen Anteil in Bezug auf eine von ihm geschaffene Grösse: die »Gesamt-Triebbefriedigung«.²² Diese wurde gebildet aus der Summe der Orgasmen, »die das Individuum in den verschiedenen Formen seiner Sexualaktivität erreicht hat«.²³ Es ist die verrechnete, graphisch visualisierte Menge aller Orgasmen, die der Forscher als ein darstellbares Konstrukt analysiert, »denn alle Orgasmen scheinen gleiche physiologische Quantitäten darzustellen, ganz gleich, ob sie aus einer onanistischen, heterosexuellen, homosexuellen oder sonstigen Form sexueller Aktivität stammen. (...) Die Gesamtsumme der Orgasmen bildet im Leben des Individuums möglicherweise eine charakteristische Einheit.«²⁴

Mit diesem Konstrukt der »Gesamt-Triebbefriedigung« postuliert Kinsey das Erreichen des Orgasmus als Dreh- und Angelpunkt, setzt es in Bezug zum Alter, zur religiösen Herkunft und so weiter und unterscheidet drei »typische« Variationen: die ledige, die verheiratete und die ehemals verheiratete Frau. Diese »Gesamt-Triebbefriedigung« ist in meinem Argument wichtig, weil darin unterschiedlichste Handlungen in einer Summe verrechnet, ihr (Teil-)Beitrag in der Produktion von Orgasmen abgeklärt und ihre »individuellen Variationen« auch in Bezug auf diese Gesamtgrösse beschrieben werden. Man muss sich das klar machen: eine fiktive Grösse – die »Gesamt-Triebbefriedigung« – und deren Steigerung wird als individuel-

les Bedürfnis und gesellschaftliches Ziel anvisiert und popularisiert.

Dieses Konstrukt wird in Säulendiagrammen dargestellt, die in ihrer Basis auf Altersgruppen bezogen werden. Die auf 100 Prozent skalierte Gesamt-Triebbefriedigung wird nach den Auslösern, den »Quellen des Orgasmus« differenziert, sodass ablesbar wird, in welchem Alter die Befriedigung bei den Ledigen mehrheitlich durch Onanie und feuchte Träume oder bei den Verheirateten durch ehelichen und ausserehelichen Koitus ausgelöst worden war.

Unter der nach Bildung oder Zivilstand unterschiedenen Population konnte man sich noch in etwa »Gruppen« wirklicher Frauen vorstellen; anders ist das bei der »Gesamt-Triebbefriedigung«, einer auf 100 gesetzten Summe von Orgasmen, die jeweils unterschiedlich, auch individuell idiosynkratisch erreicht worden waren. Jede Frau wird als ihr ganz eigenartiger, einzigartiger »Fall« vorstellbar: »Das Sexualleben jedes Individuums stellt eine einmalige Kombination aller dieser Variablen dar. Es besteht wenig Wahrscheinlichkeit, dass eine solche Kombination jemals zuvor existiert hat oder jemals wieder existieren wird. Wir haben nicht ein einziges Individuum gefunden, das in allen Aspekten den Durchschnittstyp vertrat, der sich aus der statistischen Analyse des Materials ergeben hatte.«²⁵

Ich will die Monstrosität dieser Studie auf den Punkt bringen. Aus Gesprächen und Befragungen, denen Einzelne als Mitglieder von Gruppen ausgesetzt wurden (College-Studierende, Eltern-Lehrergruppen, Geschäftsverwaltungsgruppen, Familiengruppen, Frauenklubs, Ärztliche Organisationen) wurde eine fiktive Grösse abstrahiert und auf 100 kalibriert: die Summe der Orgasmen. Die »Quellen« dieser Orgasmen wurden als homogene, wegen ihres Effektes austauschbare Stimuli aufgelistet und mit Variablen korreliert. Frauen, die in ihrem Leben höchst unterschiedliche Schicksale gehabt und vielfältige

Erfahrungen gemacht hatten, wurden in Bezug auf ihre genitale Reaktionsfähigkeit durch einen Stimulus, sei er eigenhändig oder fremd, in eine Gruppe zusammengefasst. Nichts ist mehr a-normal, niemand fällt aus diesem Gesamtfeld heraus. Nur, dass die alte Jungfer lernen musste, dass ihre »individuelle Variation« im Feld der Häufigkeiten eben mager ausgefallen war: hätte sie mehr onaniert, hätte sie ihre Platzierung verbessern können. Unsere Jungfer musste sich aber auch angesichts dieses »flexiblen Normalitätsfeldes«²⁶ als zu früh geboren diagnostizieren, da die Erfüllung ihrer »Gesamt-Triebbefriedigung« auf einer Zeitachse eingetragen war, die den geschichtlichen Verlauf von geringerer zu höherer Frequenz der Triebabfuhr darstellte. Die früher Geborene steht im Wettlauf auf verlorenem Posten.

Schluss

Wir haben drei heterogene historische Konstellationen der »Berechnung« betrachtet: die unberechenbare, die berechnete und die verrechnete Frau. Während es bei Van de Velde noch um Tätigkeiten, um Techniken des Handelns zwischen in etwa konkreten Menschen ging, kommen bei Kinsey Menschen lediglich in »Variationen« von wenigen und abstrahierten Sexualpraktiken vor. Van de Velde kreist um die Stärkung der Leistungsfähigkeit einer Reizreaktion und deren rationellere Handhabung; Kinsey geht es um die Stimulation und Freisetzung eines von ihm in der menschlichen Spezies postulierten »Sexualpotentials«, das er aus der Variationsbreite der erhobenen Vorkommnisse abzog. Die menschliche Spezies setzt er durchgängig gleich mit der statistischen Population.

Es ist charakteristisch für die Methoden der Statistik, dass »Population«, Faktoren und Messvariablen im Zentrum aller forschenden Operationen stehen und über Individuen in ihrer Eigenart keine Aussagen getroffen werden können. Bei der Auswanderung dieser Begrifflichkeiten in den Alltag wuchern dann aber zwei hartnäckige und folgenreiche Missverständnisse:

dass sich mit Statistiken Aussagen über einzelne Menschen treffen liessen und dass die Vielfältigkeit der Erfahrungen durch die Wahl hinreichend vieler Parameter abgebildet werden könnte. Die Konsequenzen dieser unsäglichen und meist unbedacht hingegenommenen Sphärenverwechslung sind bisher kaum untersucht.²⁷ Das ist für die Gender-Studies in der Soziologie umso peinlicher, als ihre leitenden Begrifflichkeiten in den letzten Dekaden durch einen statistischen Denk- und Wahrnehmungsstil ausgehöhlt wurden und die akademische Lehre dessen Verinnerlichung unter Frauen Vorschub leistet. Die Studentin Johanna lernt dort, sich »selbst« als Bündel ihr zugeschriebener, sexuierter, gewöhnlich nachteiliger Merkmale zu verstehen, und die Beraterin des Gender-Training an der Universität kann sie dann anleiten, diese optimal zu managen.²⁸

Claudia Honegger hat die medizinisch-naturwissenschaftlichen (biologischen) Lehren des 19. Jahrhunderts als Sonderanthropologie des Weibes überzeugend analysiert. Diese Analyse setzte eine engagierte Haltung, einen Sitz im Leben und eine gewitzte Schreibfeder voraus, die es ihr erlaubten, die Imaginationen über die Weiber als Spiegelung des bürgerlichen männlichen Weltbildes aufzudecken. Das Abgründige heute ist, dass ein statistischer Denkstil a-perspektivisch objektiviert. In der ihm zugrunde liegenden Methodik können weder Menschen – deshalb auch keine Frauen – vorkommen, noch erlebbare Ursachen begriffen werden. Als die Gender-Studies mit der Statistik eine Methode, einen Denkstil und eine Terminologie übernahmen, die konkrete Menschen annulliert und sie als homogene »Population« »biologisiert«, holten sie sich ein trojanisches Pferd, das eine Variable (»Geschlecht«) an die Stelle wirklicher, konkreter Frauen setzt und unvermeidlich den Frauen die Vielstimmigkeit und Eigenart ihrer Sprechweisen verschlägt. Die damit verbundene politische Praxis bleibt in den entsprechenden Verwaltungs- und Steuerungstechniken und in deren Rationalität gefangen. Ich denke, wir benötigen eine ge-

schichtlich fundierte Zeitgeschichte der Begrifflichkeiten und Methoden, die in die Gender-Studies gelangten und unter Frauen ihr Unwesen treiben. Wir brauchen sie, um uns die neue Selbstverständlichkeit vom Leib zu halten, sich selbst als »Fall« aus einer statistischen Grundgesamtheit (miss-) zu verstehen und nichts Grausiges daran zu finden.

- 1 Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850*, Frankfurt am Main/New York 1991.
- 2 Abgedruckt in: Sigrid Lange (Hg.), *Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800*, Leipzig 1992, S. 51–85, S. 65.
- 3 Theodore M. Porter, *Objectivity as Standardization: The Rhetoric of Impersonality in Measurement, Statistics, and Cost-Benefit Analysis*, in: *Annals of Scholarship*, 9, 1992, S. 19–59, S. 23f.
- 4 Van de Velde, *Die vollkommene Ehe. Eine Studie über ihre Physiologie und Technik*, Zürich 1929 (35. Auflage), S. 169.
- 5 Ebd., S. 173.
- 6 Ebd., S. 167.
- 7 Dazu Atina Grossmann, *Die ›neue Frau‹ und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik*, in: Ann Snitow, Christine Stansell u. Sharon Thompson (Hg.), *Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA*, Berlin 1985, S. 38–62, S. 46 und dies., *Reforming Sex. The German Movement for Birth-Control and Abortion Reform, 1920–1950*, Oxford 1995.
- 8 Nelly Oudshoorn, *Labortests und die gemeinsame Klassifikation von Sexualität und Geschlecht*, in: Hans-Jörg Rheinberger u. Michael Hagner (Hg.), *Die Experimentalisierung des Lebens*, Berlin 1993, S. 150–161.
- 9 Ebd., S. 153.
- 10 Ebd.
- 11 Grossmann, *Frau*, wie Anm. 7, S. 62.
- 12 Alfred C. Kinsey et al., *Sexual Behavior in the Human Female*, Philadelphia 1953. Im Deutschen: *Das Sexuelle Verhalten der Frau*, Frankfurt am Main 1954.
- 13 Kinsey, *Verhalten der Frau*, wie Anm. 12, S. 5.
- 14 June M. Reinisch (Hg.), *The Kinsey Institute New Report on Sex. What you must know to be Sexually Literate*, London 1991, S. XVI.
- 15 Ebd., S. XVII.
- 16 Alfred C. Kinsey, *Das Sexuelle Verhalten des Mannes*, Berlin 1955, S. 199. Im Englischen: *Sexual Behavior in the Human Male*, Philadelphia 1948.
- 17 Kinsey, *Verhalten der Frau*, wie Anm. 12, S. 137.
- 18 Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen (2., aktualisierte Auflage) 1998, S. 97.

- 19 Kinsey, Verhalten der Frau, wie Anm. 12, S. 298.
- 20 Ebd., S. 408.
- 21 Die Verwandlung persönlichen Beschliessens und Wollens in die Technik des kalkulierten »decision-making« untersuchte ganz ausgezeichnet Silja Samerski, Die verrechnete Hoffnung. Von der selbstbestimmten Entscheidung durch genetische Beratung, Münster 2002.
- 22 Kinsey, Verhalten der Frau, wie Anm. 12, S. 389ff.
- 23 Ebd., S. 390.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd., S. 420.
- 26 Jürgen Link (Versuch, wie Anm. 18) prägte diesen analytischen Begriff.
- 27 Für die erste Lektüre empfehle ich: Samerski, Hoffnung, wie Anm. 21 und dies., Die Freisetzung genetischer Begrifflichkeiten, in: Theo Steiner (Hg.), Genpool. Biopolitik und Körperutopien, Wien 2002, S. 268–281; Uwe Pörksen, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart 1988 und Pörkens Untersuchung der Wirkmacht statistischer Darstellungen, in: ders., Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype, Stuttgart 1997.
- 28 Zur Kritik an der Begrifflichkeit der Gender-Studies siehe Tove Soiland, Gender, in: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann u. Thomas Lemke (Hg.), Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004, S. 97–104.